

Zeitschrift: Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Schaffhausen
Band: 37 (1960)

Artikel: Das Verhältnis der Brüder Johannes und Johann Georg Müller
Autor: Steiner, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-841359>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Verhältniß der Brüder Johannes und Johann Georg Müller

Von Hans Steiner

Man mag es als Zufall bezeichnen, daß Johannes von Müller starb, als sein jüngerer Bruder fünfzig Jahre alt war. Immerhin bewirkt dieser Zufall, daß die Brüder heute in unserm Bewußtsein wieder in ein engeres Verhältniß zueinander getreten sind, so daß dieses Verhältniß eine klärende Darstellung rechtfertigt. Die Stadt Schaffhausen ehrte denn auch den «Geschichtsschreiber der Eidgenossenschaft» und seinen Bruder, den «Lehrer und Freund der Söhne seines Vaterlandes, den weisen und wohlwollenden Ratgeber seiner Mitbürger» dadurch, daß sie an der «Helferei» im Südflügel des ehemaligen Klosters zu Allerheiligen, wo 1752 Johannes geboren wurde, ein Relief mit den Porträts der beiden Brüder anbringen ließ. Der Bildhauer, Max Uehlinger, stellt die Köpfe, en face gesehen, nebeneinander, so daß jeder frei für sich den umgebenden Raum mit den Ausstrahlungen seines Lebens erfüllen kann; und doch bleiben beide verbunden und gleichsam gegenseitig aufeinander angewiesen in der gleichen Fläche, so daß vor dem gemeinsamen Hintergrund ein spannungsvolles Spiel zwischen diesen Köpfen anhebt, ein Spiel, das die Brüder nicht nur als unabhängige Einzelwesen, sondern gleichzeitig auch in ihrem Verhältniß zueinander zu charakterisieren vermag.

Diese Darstellung ist bis in die Einzelzüge hinein sinnvoll und bedeutsam: Johannes muß seinem Wesen nach den jüngeren Bruder etwas in den Hintergrund drängen, sein Kopf muß in den Formen weicher, offener sein (Lavater, der erfahrene Physiognomiker, charakterisiert ihn folgendermaßen: «Er ist äußerst fein organisiert, hat ein helles, leuchtendes Paar Augen; sonst sieht er sehr jungferlich aus. Ich glaube, man kann aus ihm machen, was man will.»),

seine Kleidung muß den leisen lockeren Zug dekorativer Theatralik haben. Johann Georg dagegen erscheint härter in der plastischen Form, weniger malerisch, strenger, magistraler und «zugeknöpfter». Im Kunstwerk entschleiern sich das scheinbar Zufällige als gesetzmäßige Form. Wer die Brüder Müller kennt, kann mühelos ihr Wesen aus der Darstellung Max Uehlingers lesen. Das scheinbar beziehungslose Nebeneinander der Bildnisse darf wohl als Ausdruck der Selbständigkeit und individuellen Freiheit der Brüder ausgelegt werden, während die formalen Bezüge zwischen den Köpfen, der betonte Parallelismus, die hervorgehobene Tuchföhlung und Ueberschneidung der Schulterpartien, die verbindende Fläche und Atmosphäre und schließlich das Elternhaus als tragender Hintergrund die ursprünglich naturgegebene Zusammengehörigkeit und Bindung andeuten mag, die in gleichem Blut und Ursprung wurzelt. Man darf wohl hier schon in der bildlichen Darstellung das große Thema angeschlagen finden, das Wesen und Wirken der Brüder in gleicher Weise wie ihr gegenseitiges Verhältnis prägt, das Thema der *Freiheit in der Bindung*.

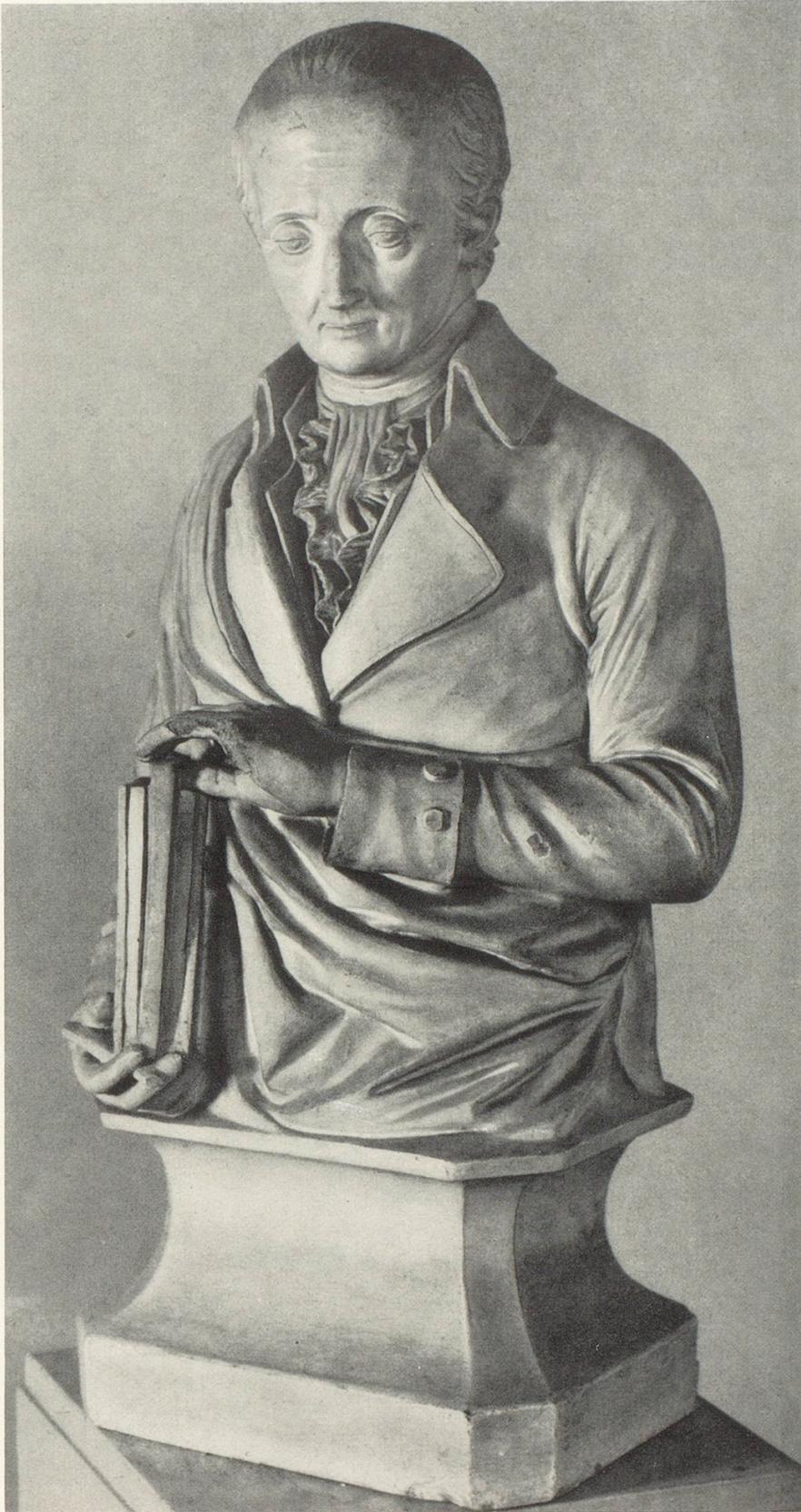
Genau das, was der Bildhauer mit seinen Mitteln als ein in Freiheit geordnetes Neben- und Zueinander im bindenden Raum gestaltet hat, das stellt sich als Aufgabe, wenn man mit Worten das Verhältnis der beiden Brüder darstellen möchte. Es gilt, um mit Lessing zu sprechen, das Nebeneinander im Raum durch ein Nacheinander in der Zeit zu ersetzen. Was uns dort als sichtbares Sein in der Fläche erscheint, muß hier als sich vollziehendes Werden in der Zeit erfaßt werden.

Das Verhältnis der Brüder zu deuten, das Spannungsfeld zwischen gegebenen Polen abzugrenzen und die mancherlei Bindungen, welche ihre Freiheit einschränken und vertiefen, darzustellen, das ist unser eigentliches Thema. Ausgangspunkt müssen die beiden Pole sein in ihren naturgegebenen Bindungen, jeder der beiden Brüder als «geprägte Form, die lebend sich entwickelt». Diese lebendige Entwicklung beginnt dort, wo sich jenseits der natürlichen und daher zufälligen Bindungen auch frei gewählte Beziehungen abzeichnen, die den Raum zwischen den Polen erst als Spannungsfeld erscheinen lassen, Bindungen, die sich etwa zeigen zu andern Menschen, zur Heimat, zu politischen und religiösen Werten. Je deutlicher in all diesen Bindungen die persönliche Freiheit der Brüder als Angelpunkt ihres Denkens und Tuns sichtbar wird, umso aufschlußreicher wird für uns ihr Verhältnis zueinander. Wie sie wählen und wie sie sich binden, darin erkennen wir ihr eigenstes Sein; die

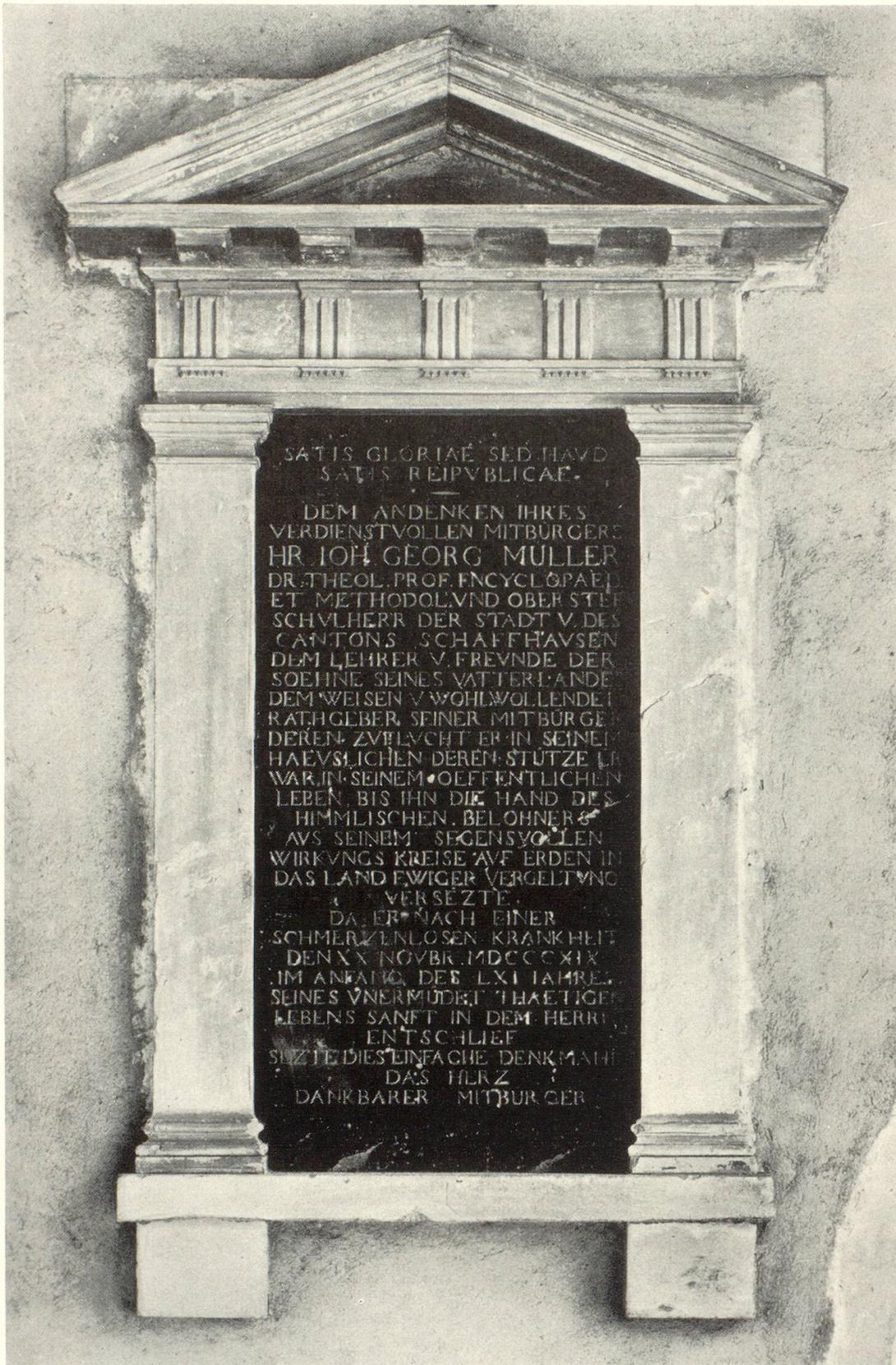
gegenseitige Mitteilung aus der frei gewählten Bindung heraus beeinflußt und modifiziert ihr persönliches Verhältnis.

Man ist geneigt, dem älteren Bruder, dem Geschichtsschreiber, ein größeres Maß an Freiheit und Möglichkeiten zuzuweisen. Seine Lebensbahn führt denn auch aus den engen Verhältnissen der Vaterstadt an die Höfe Europas, von wo er die engere Heimat oft nur noch vom Kothurn herab oder als idyllisches Wunschbild zu sehen vermag. Erstaunlicherweise erscheinen aber seine Entscheidungen, die ihn immer wieder gefährden und neue Spannungen im Verhältnis zum Bruder hervorrufen, weniger als frei gewählte Entschlüsse denn als Ergebnisse eines dämonischen Zwangs, unter dem seine Persönlichkeit sich entfaltete. Offensichtlicher beeinflußt auch der Zufall vor allem die Wege, die Johannes als politisch handelnder Mensch einschlägt. Johann Georg, dessen Leben sich scheinbar ruhig in konventionellen Bahnen bewegt, erscheint uns zunächst viel eher als ein vom Zwang bürgerlicher Alltäglichkeit gelenkter und in bewährten Bindungen verharrender Mensch. Die Entschlüsse aber, die er auf seinem Weg zu treffen hat, tragen deutlicher das Gepräge von in Freiheit und klarer Erkenntnis der Möglichkeiten getroffenen Entscheidungen. Ueberhaupt zeigt es sich, wenn man das Verhältnis der Brüder ins Auge faßt, ohne sich vom Nimbus des einen blenden zu lassen, daß der jüngere durchaus als Mensch nicht im Schatten des andern steht. Er spielt für den älteren Bruder etwa die gleiche Rolle wie für Antäus die mütterliche Erde: jede Berührung mit ihr spendet dem Helden neue Kraft; ohne die immer wiederkehrende geistige Berührung mit dem Bruder wäre Johannes kaum im großen geworden, was Johann Georg im kleinen für seine Stadt in wirksamster Weise war: ein eigentlicher Schutzgeist der Heimat.

Wir versuchen zunächst an einigen Zügen die Pole unseres Spannungsfeldes, gleichsam die «geprägte Form» der Brüder anzuzeigen. Von einem echten Verhältnis, in dem sie sich in gegenseitiger Beeinflussung «lebendig entwickeln», dürfen wir erst von dem Zeitpunkt an reden, in dem sie ihre Bindung an die Heimat so weit gelöst haben, daß sie ihr in geistiger Freiheit entgegentreten können. Johannes ist wohl derjenige, der diese Bindung in ihrer physischen Bedeutung radikaler, bewußter löst, um dafür im freien, schöpferischen Wort ein Zeugnis seiner geistigen Verbundenheit mit der Idee seines Vaterlandes abzulegen. Nur noch vorübergehend weilte er nach seinen Studienjahren in der engeren Heimat. Zu verstaubt und kleinbürgerlich schienen ihm hier die Verhältnisse, gemessen an seinen hochfliegenden Zukunftserwartungen. Als Johann Georg



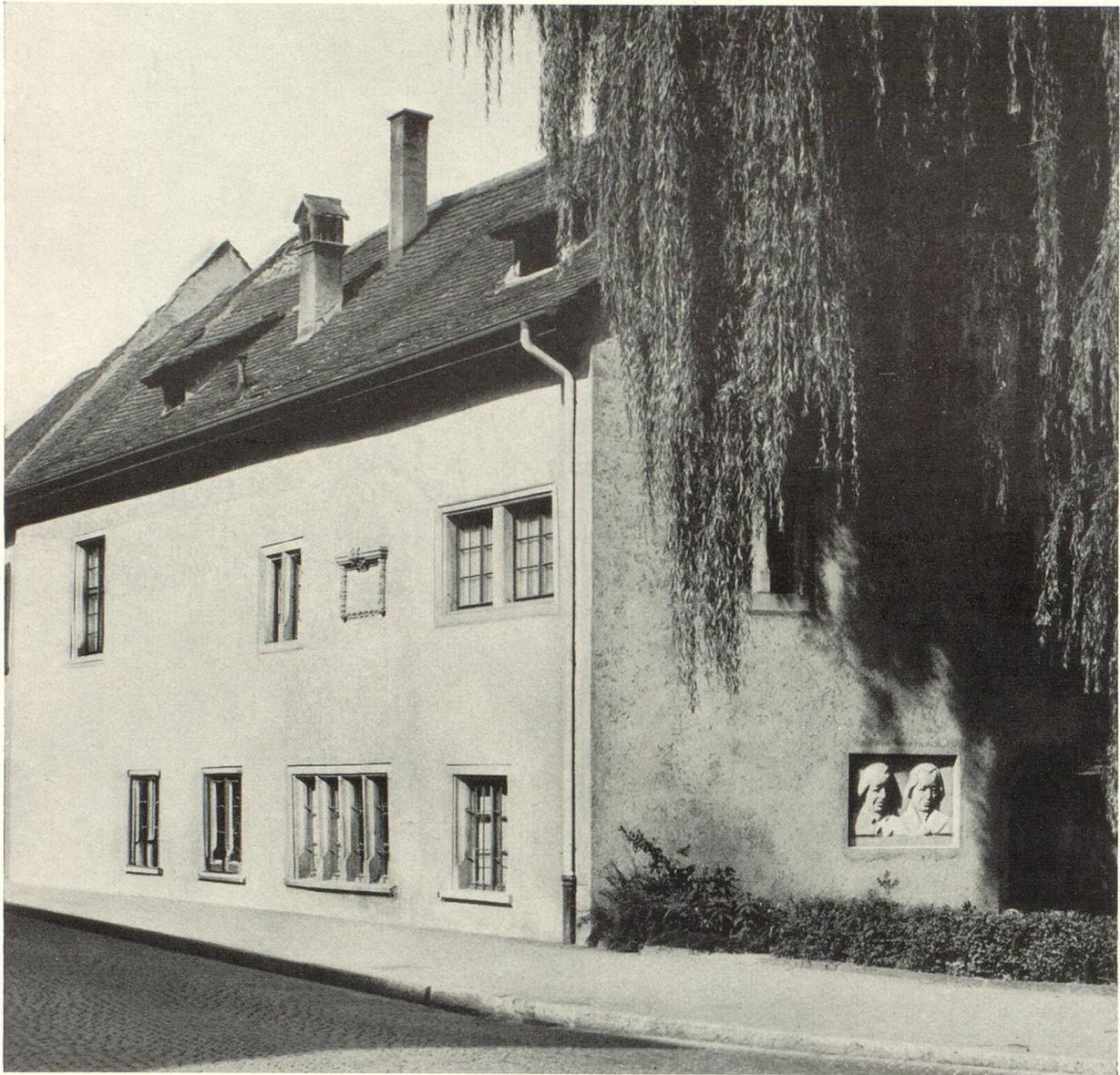
J. G. Müller
Gipsmodell der Büste für das ehemalige Museum am Herrenacker
von Joh. Jakob Oechslin, 1861
(Museum zu Allerheiligen)



Epitaph Johann Georg Müllers
Münstervorhalle zu Allerheiligen (1819)



Das Brüderpaar Johannes v. Müller und Joh. Georg Müller
Steinrelief von Bildhauer Max Uehlinger, 1959
Am Johannes v. Müller-Geburtshaus



Das Geburtshaus Johannes v. Müllers Ecke Baumgartenstraße–Goldsteinstraße
(Heute Museumsdirektion zu Allerheiligen)
Links: Gedenktafel an die Geburt Joh. von Müllers
Rechts: Relief von Max Uehlinger

mit seinen theologischen Studien in Zürich begann, arbeitete Johannes schon an seiner Schweizergeschichte. «Frei sei der Geschichtsschreiber, der Archivist der Nachwelt, der Richter der Alten, der Zeuge seiner Zeitgenossen. Ich will mir diese Freiheit schaffen.» Seine Briefe ins Elternhaus legen beredtes Zeugnis ab dieses Freiheitsdranges. Er sucht das Allgemeine, das Gesetz, und ist bereit, dafür den Preis der Heimatlosigkeit zu zahlen. Allerdings findet er einen sublimierten Ersatz für den Verlust natürlicher Bindungen in enthusiastischen Freundschaften und in der Anerkennung durch die Repräsentanten der Welt.

Dem jüngeren Bruder tritt Johannes zunächst als väterlicher Ratgeber und Mahner entgegen. Er schreibt ihm etwa «zur Belohnung deines Angedenkens» oder damit «mein Andenken desto lebhafter in ihm bleibe, und er sich im Briefschreiben übe» (1773/4). Daneben spielt aber der ehrfürchtig zu seinem welterfahrenen Bruder aufschauende Johann Georg auch spürbar die Rolle des Ofens, dem man anvertrauen darf, was die Eltern als Ausdruck ehrgeiziger Hybris empfunden hätten: «Täglich werde ich gewisser, daß meine Geschichte über die Erwartung ausfallen, und mir und allen Eidgenossen rühmlich, nützlich und vorteilhaft werden wird. Ich arbeite nicht, die vorigen zu übertreffen, das ist leicht; ich eile die Bahn der alten Griechen und Römer, welche wir nach 2000 Jahren mit Entzücken lesen... Mein Bruder! Dulce et decorum est pro patria mori — noch edler, für dasselbe zu leben und zu arbeiten... Heute leben wir, morgen sind wir nicht mehr, aber große Verdienste werden nach Jahrtausenden gepriesen. Wenige fühlen stark den Ruf der Unsterblichkeit und des allgemeinen Besten, zu dem man arbeiten soll. Ohne dies mächtige Gefühl geschehen keine großen Dinge. Bei der Liebe, mit welcher ich dir, meinem Bruder, zugethan bin, schwöre ich dir, je länger je mehr der Tugend getreu zu bleiben und die Wahrheit redlich zu erforschen und auszuarbeiten. Wenn Joseph, wenn Victor Amadeus, wenn Ludwig XV. die Abkömmlinge Tells anfallen, wird der alte Geist dieses streitbaren Volkes aufwachen, die finstere Politik, die Tyrannei, die Partheisucht werden aufhören. Ich will entweder mit den andern fürs gemeine Vaterland streiten, oder, weil mein Leben nützlicher ist als mein Tod, an dem unzugänglichen Fuß der Alpen von Uri Freiheit und Sicherheit suchen. Wir reden von einer, wer weiß wie nahen oder fernen Zeit» (1774). In diesen prophetischen, für das noch unkritische Ohr des jungen Bruders bestimmten Sätzen werden das Selbstbewußtsein, der Ehrgeiz und Enthusiasmus, wird aber auch

der tragische Zwiespalt zwischen dem Willen zu praktischem Einsatz für das Vaterland und andererseits zu geistiger Hingabe an die überzeitliche Idee in der Seele des Historikers deutlich, ein Zwiespalt, der gerade im Verhältnis zum Bruder in immer schärferer Beleuchtung erscheint. Vorläufig aber ist dieser Bruder noch nicht echter Partner im Gespräch, sondern Wand, die ein Echo zurückzuwerfen hat, oder dann Erziehungsobjekt. Sehr von oben herab schreibt Johannes dem jungen Theologiestudenten: «Ich bezeuge dir, mein lieber Bruder, mein großes Vergnügen, über das von dir erwählte Studium... Ich verspreche alles was du begehrest, nach meiner Pflicht, oder noch vielmehr nach unserer beiderseitigen vertraulichen Freundschaft dir zu thun. Sogar sollst du mir weder glauben noch folgen, wenn ich nicht, was ich sage, beweise; du darfst mir auch freie Einwürfe machen, ich werde sie gern sehen, denn ich bin nicht wie die alten Päpste» (1774). Väterlich und wie ein leiser Nachklang von Einsicht in eigene Schwäche klingt die Mahnung: «Bescheidenheit, mein Freund, Bescheidenheit ist die schönste der Tugenden eines Jünglings... Sprich nie anders als mit Ehrfurcht von allem, was sich auf Religion bezieht. Hierdurch wirst du dich als einen vorsichtigen und denkenden Menschen von andern vorteilhaft unterscheiden, und zugleich künftige Reue bei reiferen Jahren dir ersparen» (1776). Auch wenn er von seiner eigenen Arbeit berichtet, kann er den belehrend moralisierenden Ton dem Bruder gegenüber vorläufig nicht unterdrücken: «Ich suche ... die Grundsätze der Freiheit und des gemeinen Wohls; ich trachte, dieselben mit großem Ernst und in nachdrücklicher Kürze vorzutragen, und alle nach dem Wunsch derjenigen abzufassen, welche dem gemeinen Wesen dienen möchten. Bei dieser Arbeit hab ich keinen andern Zweck als die Begierde, einen rühmlichen Namen auf die Nachwelt zu bringen, und denselben durch die Ausbreitung der Tugend und Wahrheit zu verdienen... Für mich selbst suche ich nichts als jene Unabhängigkeit, welche ich für das höchste Gut eines Menschen halte... Da ich hoffe, du liebest mich, so hoffe ich, du werdest dich, ungeachtet unserer Entfernung, der Glückseligkeit deines getreuen Freundes freuen, und erwägen, daß der Zweck unserer Erschaffung nicht unser Beysammenseyn, sondern unser Glück und unsere Vervollkommnung ist...» (1776). In diesem von Aufklärungsgeist und Fortschrittsoptimismus getragenen Brief findet sich auch ein Hymnus auf die Freundschaft, in dem der emotionale Zug im Wesen von Johannes deutlich wird. Es wundert uns nicht, daß er schon hier das natürliche Band der Bruderliebe in ein freigewähltes

Freundschaftsverhältnis umformen möchte, in dem er seine Freiheit bewähren kann: «Du, mein Bruder, hast auch ein empfindliches Herz; auch du wirst dich anfänglich manchmal betrügen, aber auch du wirst zuletzt wahre Freunde finden, und die Freundschaft ist der Balsam des Lebens... Liebe mich, mein Bester; nicht als deinen Bruder, denn wenn du mich nur lieben willst aus Schuldigkeit, so bedanke ich mich dafür; sondern als deinen Freund. ... Du sollst in deinem ganzen Leben in deinem Bruder einen aufrichtigen und Gott weiß uneigennütigen Freund finden. Oeffne mir dein Herz allezeit; traue meiner Verschwiegenheit und meiner Liebe zu dir» (1776). Es zeichnet sich hier über den natürlichen Grundlagen eine geistige Gemeinschaft ab, in der sich beide Brüder umso freier fühlen konnten, je deutlicher die großen Themen werden, an denen sich die Freiheit des einzelnen und die gegenseitige Bindung bewähren müssen. Charakteristisch ist für Georg die Rolle, aus der er nie ganz herauskam: er muß als erdgebundener Mahner den leicht begeisterten Bruder immer wieder von seinen Höhenflügen in die Wirklichkeit zurückholen. So mahnt er z.B. schon 1777 den Bruder, das längst angekündigte Werk der Schweizergeschichte doch bald zu gutem Ende zu führen. Erstaunt und etwas pikiert über die Lage, in die ihn der bisher so unselbständige Bruder gebracht hat, antwortet Johannes: «Daß du mich gleichsam treibest, bald zu endigen, wundert mich sehr; ich dächte mit einem Denkmal, welches Jahrtausende lang vor den Augen der forschenden Nachwelt seyn kann, sollte man sich nicht übereilen» (1777). Er erklärt die Verzögerung und fügt einen Satz bei, mit dem er unfreiwillig die Mahnung Georgs als Schwarztreffer in seinen Wesenskern anerkennt: «Uebrigens wollte ich nicht, daß man sogar viel von dem, was ich ausführen möchte, sprechen würde: denn bei mir ist Thun besser als vorher sagen.» Der jüngere Bruder hat sich eingeschaltet als selbständiger Partner. Mit dem Tod des Vaters (1779) und der Uebersiedlung Georgs nach Zürich wird der Briefwechsel zwischen Johannes und seiner Familie zum Briefwechsel zweier Brüder. Noch einmal, fast beschwörend, ruft der ältere dem Bruder zu: «Mir, bitte ich dich, schreibe ferners vertraut und frei, wie auch ich thun will. Liebster Freund, wir sind Freunde von Geburt, und ich liebe dich überdieß aus Gefühl, und weiß, daß, je frischer wir uns einander vertrauen, wir an Liebe und Freundschaft nur zunehmen werden. Also sey dieses zwischen uns ausgemacht, und bestehe diese Freundschaft unser Lebenlang!» (1779).

Wir haben bis dahin etwas von dem Verhältnis der Brüder deutlich zu machen versucht bis zu dem Zeitpunkt, in dem Georg zum selbständigen Partner wird. Natürlicherweise mußte bisher fast alles Licht auf den älteren Bruder fallen, wobei in den zitierten Stellen einige Wesenszüge von Johannes angedeutet wurden, die uns die «geprägte Form» zunächst dieses Pols in dem sich lebendig entwickelnden Spannungsfeld zwischen den Brüdern erkennbar machen: seine leicht entzündbare und begeisterungsfähige Phantasie, seinen Zug zur Freiheit, sein hohes Selbstbewußtsein, seine unbedingte Hingabe an die Wissenschaft und den Glauben an ihre erzieherische und läuternde Macht. In eigenartiger Ueberhöhung verbinden sich in ihm die beiden großen Strömungen seines Jahrhunderts: die wissenschafts- und bildungsgläubige Aufklärung und der religiös-schwärmerische Emotionalismus, der sich besonders deutlich in den Freundschaften des Geschichtsschreibers äußert. Auch das Verhältnis zu seinem Bruder, das er immer eindeutiger als Freundschaft bezeichnet, zeigt im Briefwechsel diese Züge des älteren Bruders. «Ich bitte dich sehr, von nun an einen regelmäßigen und für uns beide lehrreichen Briefwechsel mit mir zu führen, so werden wir einer der Zeuge des Lebens des andern seyn...» (1780). «Bruder, nothwendig müssen wir einander alle 14 Tage schreiben; willst du so, so schlage ein» (1782).

Man darf wohl hier, wo es gilt, die Gestalt Georgs einzuführen, auf eine leise Ironie des Schicksals hinweisen: um die natürlichen Bindungen an die Heimat nicht als Fesseln tragen zu müssen, sucht Johannes den Freund im Bruder. Gerade dieser Freund, den er sich immer wieder als Partner verpflichtet, wird für das ganze Leben des heimatfernen Geschichtsschreibers zum oft unbequemen Mahner, zum eigentlichen bürgerlichen Gewissen dessen, der in der Unabhängigkeit sein höchstes Glück sah. Für Georg war denn auch das Bruderverhältnis weit bedeutungsvoller als ein noch so nützlicher oder schwärmerischer Freundschaftsbund. Er schreibt darüber seinem Lehrer Häfeli: «Sie können unmöglich glauben, was das für eine innige Verbindung ist: Fleisch von meinem Fleische und Geist von meinem Geist; wenn ich etwas von meinem Bruder lese, wie tief es in mich wirkt: ‚Das liegt in dir; das sagst du; das ist dein eigen.‘ Der treueste Herzensfreund denkt nicht so ähnlich mit mir, wie ein Bruder, der mein Todfeind wäre. Ich rede nur von der blitzschnellen, göttlich tiefen Verähnlichung und Umgestaltung in des Bruders Bild. Doch ist das äußerst unvollkommen von diesem unauflöselichen Geheimnis geredet.» Die blutmäßige Bindung,

die sich auch im geistigen Raume als Gemeinschaft bewährt, war für ihn das große Wunder. In seinem Geständnis offenbart sich ein Wesen, dessen Tun weniger von amor intellectualis, eher aus gläubigem Gemüt und aus sittlicher Ueberzeugung bestimmt wird. Georg wuchs als eher scheuer Knabe im Schatten des lebhaften und glänzend begabten Bruders auf. Seine Freundschaften galten denn auch nicht gleichaltrigen Jünglingen, sondern älteren Männern, Lavater etwa und vor allem Herder, den er in unwandelbarer Treue verehrte. Wie auf unserm Doppelbildnis hinter seinen berühmten Bruder, so tritt er auch diesen Männern gegenüber etwas zurück, ist nach außen nur empfangender Teil. Er findet sich aber nach den Göttinger Studienjahren schnell zu einem eigenen humanistisch-christlichen Standpunkt gegenüber allen wesentlichen Fragen und stellt zuletzt seine ganze Kraft in selbstloser Weise in den Dienst Herders, seines Lehrers und Freundes, dessen Werke er mit dem Bruder zusammen herausgab. Während Johannes eifersüchtig über seiner persönlichen Freiheit gegenüber den Menschen wachte und sich nur an seine Wissenschaft binden wollte, wobei ihn allerdings seine ehrgeizige und leicht entflammbare Natur immer wieder in die gegensätzlichsten Bindungen verstrickte (Wiener Hof, Berliner Hof, Napoleon), während also die Freiheit des Geschichtsschreibers in der Gebundenheit des politisch handelnden Menschen erstickt wurde, war es bei Georg gerade umgekehrt: er band sich leicht an die Menschen, trat gern zurück und überließ ihnen die geistige Führung, bewahrte sich aber in seinem Innersten Selbständigkeit, ein nie versagendes Rechtsgefühl und eine geistige Freiheit, die sich in schönster Weise in seinem politischen Handeln zeigte. Nicht daß es Georg immer leicht gewesen wäre, sein Leben im Schatten des großen Bruders zu führen: «Himmel! Welch ein Unterschied zwischen dir und deinem Bruder! Du hast Kuriere zu spedieren, und ich muß meine Tage mit Unterrichten in einem halbwachenden Zustande verleben. Ich würde dich beneiden, wenn ich nicht wüßte, daß vor der Wahrheit kein Unterschied der Stände ist und der Richter nur nach ihrer Verwendung fragt» (1787). Solche Stoßseufzer sind im Briefwechsel der Brüder nicht selten; aber immer bricht Georg dem Neid schon vor den Trostworten des Bruders die Spitze ab, indem er die Leistungen beider so an einem absoluten Maßstab mißt, daß sie je in ihrer Weise bestehen können.

Die gleiche Haltung, welche die Brüder den Mitmenschen gegenüber einnehmen, kennzeichnet auch ihr Verhältnis zur Heimat.

In diesem Verhältnis wird uns auch das Spannungsfeld deutbar, dessen Pole die Brüder bilden. Der Briefwechsel, der die Zeit der französischen Revolution, des Zusammenbruchs der alten Eidgenossenschaft und der napoleonischen Herrschaft bis 1809, das Jahr des Todes von Johannes, umfaßt, ist zwar als Geschichtsquelle längst bekannt, weniger aber als aufschlußreiches Dokument zum menschlichen Verhältnis der beiden Brüder ausgeschöpft. Von seinem Außenposten, aus der Perspektive des beobachtenden Historikers von weltweiten Zusammenhängen mußte Johannes vieles anders sehen als der im Kleinstaat gebundene und in der Notwendigkeit des Alltags tätig wirkende Bruder. Liebe zum gemeinsamen Vaterland und Sorge um seine Existenz in stürmischer Zeit dürfen wir auf beiden Seiten in gleichem Maße voraussetzen. In der Diskussion der tauglichen Maßnahmen zeigt sich das Verhältnis der Brüder recht deutlich. Es können zur Illustration nur wenige Beispiele herangezogen werden, die gleichzeitig die Stellung der Brüder zu den Zeitereignissen und sich selber gegenüber andeuten mögen.

Das Verhältnis der Brüder gleicht in der Zeit vom Ausbruch der französischen Revolution an zunächst der Lage zweier Menschen, von denen der eine auf stürmischem Meer sein Glück und das seiner Heimat sucht, während der andere vom heimischen Ufer aus besorgt die Fahrt verfolgt und aus allen Kräften versucht, die Ausläufer des Sturmes von sich und der heimischen Scholle fernzuhalten. Georg, der seßhafte, wird im Verlauf der Jahre immer deutlicher zum Mahner, der, die Schwächen im Charakter des Bruders kennend, ihn immer wieder aus seiner politischen Tätigkeit zu seiner eigentlichen Berufung, zur Geschichtsschreibung, zurückzuholen versucht. Nach Mainz schreibt er 1789: «Nun habe ich ein großes auf dem Herzen gegen dich. — Nämlich daß du die erste Liebe verlässest, zu deiner Schweizerhistorie. Meine unmaßgeblichen Gedanken, da du mir die Ehre anthust, mich darum zu befragen, sind folgende: Glauben, daß die ersten 3 Theile der Schw. H. nicht gerathen, ist eine Unbarmherzigkeit von dir gegen dein eigen Kind... Du hast ferners mit diesem Buch eine Menge guter Köpfe in der Schweiz erweckt, die dir nacheifern, und es hat ganz gewiß sehr viel des eidgenössischen Geistes wieder aufgewekt.» 1796: «Wenn ich dir etwas mit Ueberzeugung wünsche, daß es dein Glück sey, so ist es — deine Befreyung von politischen Geschäften, deren Erfolg und deren Ruhm so gering, so zweifelhaft, oder wohl gar verkannt ist; und dagegen *Otium cum dignitate*, ein bloß

litterarisches Leben, für welches dich die Natur gebildet hat, wo du mithin einzig ganz glücklich und nützlich leben könntest. Aber — ich sehe noch keine Aussicht dahin.» Georg projiziert sein eigenes Ideal des Stubengelehrten in seinen Bruder, den sein Temperament immer wieder zur Tat drängt. Gerade die Unbeständigkeit des Bruders macht dem grundsatztreuen Georg in der erhitzten politischen Atmosphäre größte Sorgen. Wir geben als Beispiel einige Stellen aus dem Briefwechsel, die nicht nur die verschiedenen Blickpunkte der Brüder, sondern auch die rührende Fürsorge Georgs für den makellosen Namen des Bruders und schließlich auch die Grundsätze bei der Edition des Briefwechsels durch Georg sichtbar machen.

Johannes hatte 1797 während mehrerer Wochen als Privatmann, allerdings ohne sein Anstellungsverhältnis zum Wiener Hof aufzulösen, die Schweiz in der Hoffnung bereist, durch das Gewicht seiner Persönlichkeit und seiner überparteilichen Stellung die Heimat vor dem drohenden Untergang zu bewahren. Daß er bei diesem Beginnen von allen Parteien nicht nur scharf beobachtet wurde, sondern daß alle seine Äußerungen nach Möglichkeit zu parteieigenen Zwecken ausgeschlachtet wurden, mußte er selber schmerzlich erfahren. Georg schreibt ihm darüber: «Ich fürchte Verleumdung, und weiß niemand, der ihr mit Nachdruck widersprechen wird. Schreibe es doch in allen deinen Briefen nach der Schweiz, daß nicht die Fr(anzosen) in Basel dich umgestimmt haben, sondern die nähere Kenntniss der Sachen, wie du von Canton zu Canton sie gefunden hast. Ich gedenke in dieser Hinsicht einmal die Schweizerhistorie zu durchgehen, und mir alle diejenigen Stellen zu sammeln, worin du ähnliche Grundsätze, wie du izzt sie geäußert, schon 1786 etc. entdeckt hast, um nöthigenfalls jede Klage von Unbeständigkeit von dir zu entfernen» (23. Dez. 1797). Seine Grundsätze hatte Johannes am 13. Dezember an Georg und an Fäsi in Zürich geschrieben, der sie unvorsichtigerweise, allerdings mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verfassers, teilweise veröffentlichte. Den Brief an den Bruder suchen wir in der Ausgabe von Georg Müller vergebens im Wortlaut. Allzu gefährlich und kompromittierend muß ihm der Inhalt noch zur Zeit der Herausgabe geschienen haben. Wir müssen, damit wir die Reaktion Georgs richtig verstehen, den Brief an Fäsi auszugsweise zitieren, wobei sich zeigen läßt, was Georg aus dem ursprünglich ähnlich lautenden Brief an seine Adresse in die Briefausgabe hineinnimmt. «...aber zweitens, wozu eine Gesandtschaft nur der Aristokratie?

Ist es nicht, als anerkenntn sie ein von der übrigen Schweiz geteiltes Interesse zu haben? Welchen Eindruck kann dieses machen? ... Ich bin mit den Franzosen, seit ich sehe, was sie denn eigentlich wollen, nicht unzufrieden; (vgl. an Georg: ‚Ich muß gestehen, daß ich mit den Franzosen wohl zufrieden bin und hoffe, daß sie für das Gute hierinn selbst mitwirken werden.‘) vielmehr sehe ich, daß sehr vortreffliche Dinge sich machen, daß unsere Existenz sich selbst befestigen ließe. Aber um Gottes willen, um unserer Väter und Nachwelt und um unserer Freiheit und Eidgenossenschaft willen, so sey man doch einmal offen, wahr, nicht einseitig, nicht verstellt; Freimüthigkeit mit unserm Volk, Freimüthigkeit mit den Mächten, vollkommene Publizität, brüderliche Begeisterung für das Allgemeine, das kann uns retten, das ist unsere Politik. Auf offenem Markt werde der geheime Rath gehalten! Was brauchen wir zu verheelen, daß wir bleiben wollen? In diesem Augenblick erwache jener Geist des 14. Jahrhunderts und mache vergessen, daß zwischen Cantons Marchen und zwischen Stadt und Land Mauern stehen, denn jetzt handelt es sich wahrhaft nicht um dieß oder das, aber um Alles; to be or not to be, that is the question! der große, alte ewige Bund gemeiner Eidgenossen in hochteutschen Landen, er, vom Staub der engen Politik neuerer Zeit gereinigt, er sey unsere Aegide, aber eine allumfassende, alle 13 und der zugewandten Orte, aber eine für die Lauiser und Stäfner nicht weniger als für den Züricher oder Schaffhauser wohlthätige. Das ist die Instruktion, welche man Tscharnern hätte geben sollen: Wir, die 13 und zugewandten Orte, Räte, Bürger und Landleute, alle in gemein, entbieten allen Mächten Friede und Freundschaft, und was unsere Väter geschworen und wir in diesen Tagen erneuern, das wollen wir halten, und Schweizer bleiben! — Oder redete Rudolf Brun 1354 anders? Lies diese Stelle meiner Historie... schreibe mir, ist Hoffnung, daß man aufwache? Mache von meinen Briefen, welchen Gebrauch du willst; ich fürchte nichts, denn ich habe recht, und will alles, was ich habe und bin, aufopfern, wenn dem Vaterlande geholfen werden kann. Vielleicht wird man auch meine Briefe erbrechen. Gut! So lese man darinn, daß, wenn die Herren ferners puissanceln, und sich gar nicht erinnern wollen, was die Schweiz, welches ihre Grundfeste, und was die einige uns geziemende Politik ist, so werde auch ich philippische Reden in die Welt senden, von deren Inhalt sie erzittern sollen, zumal da es Unterstützung finden wird.» — In der Ausgabe der Briefe erscheinen diese Gedanken von Johannes verwoben mit einem zweiten Brief an Georg,

gleichsam entschärft und verharmlost: «Große, außerordentliche Maßregeln sind nötig. Ich bin für die Erneuerung (und Vervollkommnung) der ewigen Bünde für alle XIII und zugewandte Orte, die Räte, Bürger und Landleute ohne Unterschied; so daß in öffentlichen Sachen alle Orte wie ein Mann handeln, und keines mehr für sich einzeln tractire; daß man in allen Orten gemeine Sachen auch dem Volk kund thue, daß überall getaget werde, um obwaltende Mißbräuche und Unvollkommenheiten bestmöglichst zu bessern, daß, wessen man da oder dort nicht eins werden mag, durch wahrhaft unpartheiisches Recht ausgeglichen werde, daß mit allen benachbarten Mächten ewiger Friede und Freundschaft auf gemeinschaftlich vortheilhafte Weise nachgesucht werde, u. s. f. Es handelt sich um die Erhaltung des Vaterlandes; nicht um dieß oder das, aber um Alles; to be or not to be, that is the question! Was ich bei den Franzosen (deren Zutrauen durch meine Freimüthigkeit ich einigermaßen erworben habe;) was ich zu Wien, was ich in der Schweiz auszurichten vermag, will ich mit möglichster Anstrengung und Aufopferung aller Privatrücksichten und Interessen thun... Ich wandle mit dem kühnen Schritte guten Bewußtseyns auf meiner Bahn, obwohl im Dunkeln, fort» (13. und 24. Dez.). Soweit das, was Georg aus den Briefen drucken ließ: deutlich zeigt sich sein Wille, den Bruder so darzustellen, daß keine Partei mehr etwas an ihm auszusetzen findet. Nur was das Ganze des Landes anbetrifft, passiert die Filter seiner ängstlichen Liebe. Die unmittelbare persönliche Reaktion Georgs auf den Brief des Bruders ist sehr deutlich und läßt uns einen Blick tun in das Verhältnis der Brüder, der weit über die Bedeutung des Einzelfalles hinausweist auf ihre grundsätzliche Stellung zueinander im Hinblick auf Politik und Heimat: «Liebster Bruder! Ich wollte dir auf deinen letzten Brief recht munter schreiben — aber ich kann es einmal nicht erzwingen, und bin heute in großem Kummer — des fatalen Briefes wegen... Seit 10 Tagen circulirt er in der Stadt, und man redet fast von gar nichts anders. Es steht unter anderm darin (wenn ich kann, so copire ich ihn noch ganz): ‚Ich bin mit den Fr. seitdem ich sehe... (vgl. oben S. 208) ...etc.‘ Dann ferners der Ausdruck: ‚eine Gesandtschaft von Aristokraten‘, item, ich will philippinische Reden schreiben‘ etc. — alle diese Ausdrücke machen die allerübelste Sensation, die sich nur denken läßt. ...Es graut mir vor den Folgen, die das noch für dich, aber auch für mich und die meinigen haben kann. Ich kann also nicht anders als ganz frey darüber reden.» Schon hier zeigt es sich, daß die Sorge

um die Heimat für Johannes nicht direkt verbunden ist mit der Sorge um die eigene Existenz. Ihm geht es vorwiegend um das Ganze, um die Heimat im ideellen Sinne, während der festverwurzelte Georg in heilloser Zeit die Sorge um sein eigenes Heim einfach übertragen kann auf das Gemeinwesen, dessen Bedrohung auch ihn persönlich betrifft. Darum die so anders geartete Reaktion der Brüder. Georg äußert sich ferner: «Mir gefällt der Brief, in einigen Stellen, auch nicht, und vielen, die den Geist wohl verstehen ebenso wenig. Man sieht ihm offenbar die Stimmung an, die du zu B(asel) erhalten. Ich will dir nachher sagen, wie unsere Sachen gegenwärtig stehen: Nicht so ganz verlohren, wie du glaubst. ... Du kannst darüber in Wien lachen, aber wir sind hier, und uns ist's nicht lächerlich. Ich weiß nicht, was uns noch davon bevorsteht! ...denn alles, zu Stadt und Land und in der ganzen Schweiz ist äußerst gegen die Franzosen aufgebracht, und gegen jeden, der nur von ferne ihre Parthey zu nehmen scheint... Gräuliche Sachen werden... ausgesagt: Du seyst ein declarierter Jacobiner, ...es könnte gar wohl seyn, daß du von den Franzosen Geld erhalten, wie der Ozmr O(chs) dessen beschuldigt wird (nicht ohne Wahrscheinlichkeit). Die Stelle wegen der Marchen wird hier... also ausgelegt: Du wollest man solle alle Stattmauren schleifen, die Marchsteine der Grundstücke wegthun und alles gemein machen — ich, Johann Georg Müller, pflanze jacobinische Grundsätze in die Gemüther meiner Zöglinge (wogegen ich auch ein Circulare herumbieten lasse), du wollest, man soll die Schweiz nach französischem Fuß umformen und so fort. ...Ich glaube für mich: M., F(äsi) ...u. a. haben dir nur einseitige Begriffe von der Stimmung der Schweiz beygebracht; und ich sage: Am 13. December haben die Sachen noch ganz anders gestanden, und sich die gute gegenwärtige Stimmung durchaus nicht erwarten lassen. Alles sey in der größten Bestürzung gewesen. Du habest gerathen — nichts anders als was du schon längst in der Schweizer-Historie gesagt, da und da. Und nun thue man ja bereits was du gerathen habest. Mein Rath ist: 1) für einmal nicht in die Schweiz zu kommen; 2) zu Wien und anderswo zu thun für das Vaterland, was du kannst, denn dieser Sturm wird sich legen; 3) eine kurze, höchstpopuläre Adresse an die Schweizer drucken zu lassen, dich darüber zu erklären, Verleumdungen mit edelm Stolz niederzuschmettern; zu sagen was du bereits für die Schweiz gethan habest — daß es immerfort dein Rath gewesen sey, Einheit zu erhalten, dadurch, daß man das Landvolk gewinne, und (hauptsächlich) die Einmischung der Fremden zu verhindern u. s. f.

Dies wahr und klar, sanfft und fest! Bis diese Schrifft kommt, will ich thun, was ich kann. Aber ja gieb keine bestimmte Rätthe, denn bis dahin könnten auch diese obsolet und mithin aufs neue mißverstehbar werden, da Du so spät erst Nachrichten von uns erhältst; das Landvolk zur Treue und Gehorsam zu ermuntern und ihm die Folgen der Bürgerkriege zu zeigen, sey die Moral des lezten Theils deiner Schweizer Geschichte. Da man ferners gesagt hat, du wollest uns Oestreichisch machen — auch dagegen ein Wort. Eine solche Schrifft, eine solche Zurechtsetzung der Meinung von dir, kann alles wieder zurechtbringen, und erstaunlich viel Gutes wirken. Es ist mir theils um dich zu thun, theils und hauptsächlich dafür, daß du dem Vaterland noch ferner dienen könntest... Lasse es Schafhausen nicht entgelten und sage nichts schmähhliches über uns. — Mich lasse aus dem Spiel. Ich möchte gern in dem stillen Kraise bleiben, worinn ich bin» (14. 1. 1798).

Ich füge zunächst eine Stelle aus dem «Vorbericht des Herausgebers» der Briefe von 1798 und den folgenden Jahren an, in der Georg noch einmal nach 13 Jahren auf diese und ähnliche Ereignisse hindeutet und gleichzeitig daraus seine Editionsgrundsätze für die Briefe des Bruders ableitet: «Daß der Anblick der schnell ihrem Untergang entgegeneilenden Republik ihn aufs tiefste erschüttern und seinen Patriotismus, noch etwas für ihre Rettung zu thun aufs höchste entflammen mußte, war voraus zu erwarten. Er hat für letztere auch wirklich, an verschiedenen in ihrem System entgegengesetzten Orten, mehr zu thun versucht, als selbst seine Freunde, geschweige das Publikum, wissen. Mag er auch öfters in den Personen, mit welchen er darüber sprach, sich geirrt und ihnen reinere Absichten zugetraut haben, als sie wirklich hatten: Mag er sich...auch darin getäuscht haben, daß er (wie alle damals außer dem Vaterland lebenden Schweizer) ein Versöhnungs- und Vereinigungsmittel der verschiedenen Systeme und Interessen für möglich hielt und mit seinem gewohnten Nachdruck anrieth: — Er trete auf, der behaupten darf, über eine so nahe gelegene Herzenssache, wie die des Schicksals eines geliebten Vaterlandes, und in der Periode einer solch schäumenden Gährung, sich nie getäuscht, und es mit dem Vaterlande besser gemeint zu haben, als Johannes Müller! ...Sie mögen also ruhen, jene traurigen Mißverständnisse, und niemand wird hier (in seinen Briefen) etwas zu lesen finden, das ihn persönlich kränken oder alte Wunden wieder erneuern könnte!

Ich begnüge mich also, von den politischen Stellen seiner Briefe weniger solche auszuheben, die seine Empfindungen für das, was dem Vaterland (mit unter auch für das, was ihm) widerfuhr, ausdrücken: als solche, die seine Grundsätze überhaupt beleuchten, und mich mehr auf biographische und literarische Auszüge zu beschränken.»

Prinzipiell zeigt diese Auseinandersetzung die Stellung der Brüder zur politischen Lage der Heimat. Johannes sieht vorwiegend den historisch gewachsenen Staat, seine gesetzmäßige Struktur, und er glaubt aus der Ferne seiner europäischen Schlüsselstellungen, daß sich durch politische Aufklärung und Belehrung, durch Besinnung auf das historische Vorbild die Einheit der Schweiz, wenn auch modifiziert durch die vernünftigen Forderungen der Revolution, erhalten lasse. Allzu leichtfertig und vertrauensvoll glaubt er bei den meisten führenden Männern der Heimat seine eigenen Anschauungen voraussetzen zu dürfen. Georg dagegen sitzt mitten im Hexenkessel der entflammten Leidenschaften, er sieht weniger die großen Linien als die einzelnen Menschen und ihre von den allgemeinen Flammen entfachten persönlichen Hoffnungen, Ängste und Streitigkeiten. Hier zu dämpfen und zu vermitteln setzt er sich nicht nur mit Wort und Schrift, sondern gegen seine Neigung auch in der politischen Front seiner Heimatstadt ein. Wie fein trifft er die schwachen Stellen im Charakter des Bruders, wenn er ihm in bezug auf einen Freund schreibt: «Nichts macht die Menschen des ächten Patriotismus...so unfähig, als die Eitelkeit, und noch dazu eine so kindische, lächerliche, wie W (eiß) hat. Du hast ihn zwar neulich vertheidigt... Ihr Lieben, glaubet nicht einem jeglichen Geist, sondern seid fest in Euren Grundsätzen — ich vergaß daß ich dich vor mir hätte: Vergib mir diese Freymüthigkeit» (5. 3. 1798).

Daß Johannes die Warnungen des Bruders versteht und beherzigt, zeigen folgende Sätze aus dem Antwortbrief: «So sehr du mich kennen solltest, liebster Bruder, so häufig widerfährt dir, dich an mir zu irren, u. a. in Ansehung meiner Freunde ...überhaupt kann ich darinn dich nicht begreifen, daß du einerseits zimlich gut von mir zu denken scheinst, anderseits aber glaubst, ich folge jedem, dem ersten besten, fremden Antrieb, auch der mittelmäßigsten Leute...»

Georg warnt aus seiner Mausefalle im europäischen Machtkampf immer und immer wieder den Bruder, nicht «allzubald und zu schnell den Schwärmern, Exaltierten (von dieser oder jener Seite) und besonders den Bauern dein Ohr und Herz» zu leihen. «Es stif-

tet gar einen unwiderbringlichen Schaden, wenn ein Mann von deinem Ansehen sich zu schnell hingibt und Dinge thut oder schreibt, die von solchen unzuverlässigen Leuten mißverstanden und übel angewendet und von böswilligen Heuchlern zu ihrem Vortheil mißbraucht werden» (27. 7. 1799).

Immer wieder bindet Georg den Blick auf das der Heimat Notwendige zurück; er vermittelt Johannes die Erfahrungen, die er oft schmerzlich am eigenen Leib macht, um sie durch die Hand des Bruders in die Schicksalswaage des Heimatlandes legen zu lassen. Er hat beispielsweise die russische Armee gesehen und ihre Vertreter kennengelernt: «Es würde, was wir als Augenzeugen von ihnen erzählen, in Deutschland als Fabel angesehen werden. Auch izt noch erwarte ich wenig von ihnen...» (1799). Der Historiker sieht die Sache anders: «In Beurtheilung der militärischen Sachen habt ihr manchmal sonderbare Eigenheiten: Der 26. Sept. (Niederlage der Russen bei Zürich) hat Pultava, Zorndorf... Polen, Tükey alles alles zum Roman gemacht; ich sage aber, daß das nicht so ist. Wer beurtheilt die Franzosen nach Roßbach, die Preußen nach Maxen, die Oesterreicher nach 96?» (7. 12. 1799). Während so Georg den Bruder immer wieder an das kleine, aber wohlgeordnete Reich seiner Erfahrungen bindet und nicht selten Vorurteile des Bruders angreift und ihres falschen Glanzes beraubt, bewahrt der Geschichtsschreiber den Bruder davor, an den Sogen des Alltags zu verkümmern. Er weitert seinen Blick aus, indem er die kleinen Ereignisse, von denen Georg ihm erzählt, in ihrer Bedingtheit von den großen europäischen Zeitströmungen sichtbar macht, dem jüngeren Bruder das Tor zur großen Welt offen hält, durch das Georg immer wieder, besonders wenn ihn die aufgezwungenen politischen Aemter zu sehr drücken, sehnsüchtig hinausschaut, vielleicht mit einem leisen Neid auf den Herrn Bruder, der seinen Lieblingsarbeiten hätte leben können. Aber gerade um seine Berufung durch die Mithbürger, in kleinem Kreise an leitender Stelle am Neuaufbau der Heimat mitzuwirken, gerade um diese Tätigkeit beneidet Johannes seinen jüngeren Bruder. Als Georg ihm mitteilt, daß er in die provisorische Regierung gewählt sei und fürchte, «der Stelle gar nicht gewachsen zu sein» (1798), antwortet ihm Johannes mit Worten, aus denen man leicht die Sehnsucht des Heimatlosen nach der Rolle des Bruders, der an seinem Ort das zum Wohl der Mithbürger Notwendige leistet, herausspürt. Vielleicht wird diese Sehnsucht gerade dort am deutlichsten, wo er dem Bruder alter Gewohnheit gemäß gute Ratschläge gibt: «Es ist ein großer Unter-

schied, liebster Bruder, zwischen Suchen und Annehmen: Du konntest dich den biedereren Männern, welche dich ohne all dein Zuthun gewählt haben und dem gemeinsamen Vaterland nicht entziehen! Du hast auch die Geistesfreiheit und den Verstand, welche in gegenwärtigen Zeiten erforderlich sind, gute Rathschläge zu geben... Wandle daher den betretenen Pfad mit unerschrockener Bescheidenheit; suche unser gutes Volk zu leiten, folge aber auch seiner, nie zu verachtenden Impulsion in Sachen, welche mit Vernunft und Rechenschaft vereinbar sind... Was mich betrifft, Liebster, so erwarte ich im Stillen den Ruf der Vorsehung, welchem zu folgen kein Eigennutz mich je abhalten wird. Eigentlich ist mein Wunsch — Muse zu vollkommener Ausarbeitung der Geschichte der Schweiz und anderer Plane» (1798). Gerade diese letzte Bemerkung klingt uns in diesem Zusammenhang nicht so ganz glaubhaft, denn immer wieder benützte Johannes die sich bietenden Gelegenheiten, um aus der *vita contemplativa* des reinen Geschichtsschreibers auszubrechen. Davor aber wollte Georg ihn bewahren, weil er seinen Ehrgeiz kannte. Eigenartig das Schicksal, daß gerade Georg, dem wir es viel eher glauben, daß er seine politischen Aemter als Zwang empfindet und sich ein ruhiges Dasein als Lehrer, Privatgelehrter und Literat wünscht, im aktiven politischen Einsatz seiner Vaterstadt entscheidende Dienste leisten kann und vom Bruder immer wieder aufgefordert wird, seine eigentliche Berufung darin zu erkennen: «Ich wünsche... und halte in gantzem Ernst für Pflicht und für vernünftig, daß du der Stadtregierung, wenn du gewählt wirst, dich nicht entziehst. Du hast ein eigentümliches Talent hiezu; das ist dein wahrer Beruf; da wirst du vielen und dir nützlich seyn; gantz unbezahlt wird man auch nicht dienen» (1802), daß dagegen Johannes, der offensichtlich eben «den Ruf der Vorsehung» zu tätigem Einsatz erwartet, doch als Geschichtsschreiber seiner Heimat den größten Dienst erweist. Haben sich die Brüder gegenseitig richtig erkannt in ihrem Wesen? Ist Georg der politische Mensch, als den ihn Johannes erkennen möchte, ist Johannes der reine Stubengelehrte, zu dem ihn Georg machen möchte? Das Verhältnis der Brüder zeigt sich hier in einem besonderen Licht: wir erkennen, daß jeder der beiden sein eigenes Lebensideal, seine geheimen Wünsche in den Bruder projizierte, die Sehnsucht nach dem, was das eigene Wesen nur ergänzen konnte, im Dasein des Bruders stillte. Diese Ergänzung eigenen Wesens in und durch den andern, auf die wir schon mit der Feststellung hingewiesen haben, daß Georg dem Bruder das Organ für empirische

Welterfassung bedeutete, während Johannes dem Bruder die Flügel zum Flug über den Alltag hinaus vermittelte, diese Möglichkeit der Ergänzung durch das andere Ich ist wohl das stärkste Band zwischen den Brüdern. Nicht zufällig beginnt dort, wo nach seiner Meinung die Vorsehung an Johannes herantritt, wo er «berufen» wird zu politischer Existenz der letzte, dunkle Abschnitt seines Lebens, an dem der Bruder nur noch bedingt teilnehmen kann. Nicht zufällig setzt der überlebende Georg alles daran, das Bild des Bruders von den Schatten dieses Lebensabschnittes zu befreien und in dem idealen Licht erstrahlen zu lassen, in dem er ihn als Ergänzung seines Wesens schon zu seinen Lebzeiten gern gesehen hätte. Die Herausgabe der Werke und Briefe des Bruders zeigt die geradezu rührende Bemühung, den Bruder im Sinne des eigenen Ideals erscheinen zu lassen. Als Schriftsteller, in selbstlosem Dienst an einzelnen Menschen, erfüllt Georg, wie er es erträumte, den letzten Abschnitt seines Lebens; wir wissen, wie unheilvoll dagegen der geheime Wunschtraum von Johannes, auf hoher Ebene zur politischen Tat zu kommen, wie sie Georg vorübergehend in den kleinen Verhältnissen der Vaterstadt gezwungenermaßen leistete, in Erfüllung gegangen ist.

An Napoleon, der im großen und kleinen zur Schicksalsgestalt der Brüder geworden ist, lassen sich noch einmal ihre Charakterzüge vergleichen, läßt sich noch einmal ihr Verhältnis zueinander ablesen. Im Dienst Preußens stehend, schreibt Johannes 1805 an seinen Bruder: «Der Mann (Napoleon) ist ein Barbar; mein Abscheu vor ihm ist so groß, als daß ich nicht lieber an die Wolga oder den Mississippi gehen würde...» (Nicht in der Briefausgabe Georgs!). Etwas später: «Die öffentlichen Geschäfte gehen mir am meisten zu Herzen, weil ich sehe, was sein wird. Dann ekelt mir die Litteratur; ich möchte alle Bücher schließen, allein der Gegenwart leben, reden und handeln; es brennt in mir. Wie kann es anders sein? Alle geliebten Ideen von Rechtlichkeit, von Gleichgewicht, von ruhiger Entwicklung durch Einen so zerrissen zu sehen! Er ist die kalte Hand des Todes... Wie ich jetzt den Mann betrachte, so sah ich ihn seit 5, 6 Jahren, und nie, nie verblendete mich sein Kothurn. Aber er mag seine Zeit haben, gleich Attila und vielen andern Unmenschen, vor denen man hat müssen beben» (19. Sept. 1805).

Diese Sätze fehlen in der Briefausgabe Georgs. Er selber warnt aus seiner weniger eingeschränkten Perspektive Johannes geradezu vor einer so einseitigen Beurteilung Napoleons. Man spürt aus

seinen Worten eine fast prophetische Angst bei dem Gedanken, daß der Korse in nähere Beziehung zu seinem Bruder käme: «Mit anderm, was du für Grundsätze Frankreichs hältst, kann ich auch nicht einstimmen. Doch genug. Nur muß ich noch beifügen, daß sehr wahrscheinlich (nach meiner Vermuthung) viele sonst aufgeklärte Deutsche sich von dem großen Genie, das Europa eine neue Gestalt zu geben bestimmt ist, nicht die rechten Begriffe machen, und zu sehr nur die Eine Seite desselben an- und die andere völlig übersehen. Ich bin überzeugt, daß wenn eben diese einmal die letztere zu Gesichte kriegten, sie ebenso übertriebene Lobredner desselben seyn würden, als sie jezt das Gegenteil sind» (10. V. 1806). Noch einmal ruft er dem älteren Bruder zu: «Dem Beruf (des Geschichtsschreibers), den Wissenschaften allein solltest du leben: Dieser Lorbeer würde dir nie verwelken; auf einer politischen Laufbahn (zu der du nach meiner innigsten Ueberzeugung nicht gebohren bist) wirst du keine andere einerndten, als vielleicht dies und jenes einzelne Blättchen, mit tausend Dornen verknüpft» (26. XI. 1805). Dieser warnende Brief kreuzte sich mit dem Bericht von Johannes über seine Audienz bei Napoleon: «... ganz unpartheiisch, und wahrhaft wie vor Gott muß ich sagen, daß die Mannichfaltigkeit seiner Kenntnis, die Feinheit seiner Beobachtungen, der gediegene Verstand (nicht blendende Witz), die große umfassende Uebersicht mich mit Bewunderung, so wie seine Manier, mit mir zu sprechen, mit Liebe für ihn erfüllte... Durch sein Genie und seine unbefangene Güte hat er auch mich erobert» (25. XI. 1806). Georg nimmt diese doch eigentlich ungeheuerliche, wenn auch, wie er andeutend schreibt, «nicht unerwartete» Wendung erfreut zur Kenntnis, hofft er doch aus der Bekanntschaft des Bruders mit dem Kaiser Vorteile für die Schweiz herauszuholen.

Die Begegnung mit Napoleon wurde für Johannes schicksalhaft. Er tritt mit dem pompösen Titel «Ministre Secretaire d'Etat de S. M. le Roi» in die Dienste des Königs von Westfalen. Ahnungsvoll schreibt ihm Georg im Dezember 1806: «Gott leite das Herz des großen Menschlichen Kaisers, dich den Wissenschaften und damit dem Ruhm der Nachwelt, dem Frieden deines lieben Gemüthes zurückzugeben! Dies ist mein heißester Wunsch! Du weißt ja, wie politische Geschäfte dich ermüdeten, dein Gemüth einöde und leer ließen! Gott gebe es, daß du endlich das Centrum deines wahren Glückes treffest! Ich wollte selbst des Kaisers Knie flehend dafür umfassen!» Nicht nur die Bürden des Amtes, die Intrigen des Hofes,

das Unverständnis des Königs allen geistigen Problemen gegenüber, stärker noch das Verhalten der deutschen Freunde, die sich alle außer dem weltbürgerlich gestimmten Goethe von dem «Verräter» abwandten, lähmten den Lebenswillen von Johannes. Georg spürte das; seine Briefe sind ein rührendes Zeugnis tröstender und aufrichtiger Freundschaft. Er versucht es sogar, was sonst in seinen Briefen recht selten ist, mit Humor. Auf die Nachricht, daß Johannes auch «Direktor des öffentlichen Unterrichts» sei, schreibt er dem Bruder von einem gemeinsamen Freund, der «gleich bemerkte, daß wir (Johannes und Georg) nun in Stand und Würden (mit etwelchem Unterschied im Einkommen!) gleich wären: du Staatsrath in Westphalen, ich zu Schaffhausen; ich Oberschulherr zu Schaffhausen, du im ganzen Königreich Westphalen, welches ich allerdings mit Wohlgefallen anhörte. Was wird zu Göttingen, Marburg und Halle für eine Freude sein!» (13. I. 1808). Im Kampf um die Besserstellung dieser Universitäten gelingt es Johannes, für seine geliebte Wissenschaft das Opfer an Existenz zu bringen, das er vom Bruder verlangt, wenn dieser ihn um Rat fragt, ob er nicht zugunsten des ersehnten Daseins als Gelehrter und Lehrer aus dem Rat zurücktreten solle: «Du sollst im Rath bleiben, allerdings. Das Gute was jezt Einzelnen oder der Vaterstadt geschehen kan, ist ungleich sicherer als das durch Bücher zu erzwekende. Wer hört? wer mag? Man kan allenfalls in die Welt hineinschreiben, was die Nachkommen beachten; aber das nöthigste — hic Rhodus, hic salta — ist gegenwärtige Hülfe; du hast reine reife Einsichten, bist Wohlwollens voll, und hilfst halten, was jede Unvorsichtigkeit sprengen könnte; dabey hast du nicht selbst es gesucht, du bist berufen worden, darfst also nicht auf eigene Faust den Posten verlassen... Füge bey, daß auch für Kirchen und Schulen besser gesorgt wird, wenn du im Rath als wenn du unter ihm bist...» (3. IV. 1809). Auch diese Briefstelle, in der Georg wesenhaft charakterisiert wird, ist wohl aus lauter Bescheidenheit des Herausgebers nicht gedruckt worden.

Wir haben in diesen letzten Zeugnissen des Briefwechsels, der durch den Tod von Johannes unterbrochen wurde, noch einmal den Wesenskern der Brüder, wie sie sich selber sahen, und ihr gegenseitiges Verhältnis deutlich zu machen versucht. Georg hat in seinem letzten Brief, den der Bruder schon nicht mehr beantworten konnte, seinen Rücktritt aus dem Rat mitgeteilt. «Für das Schulwesen kann ich nun auch mehr thun (er blieb Oberschulherr), und im KirchenRath bleibe ich per se» (8. V. 1809). Georg findet

also aus freiem Entschluß und gegen den Rat des Bruders den Weg zur *vita contemplativa* zurück, den Weg, zu dem er seinem Bruder so dringlich geraten und den er ihm immer wieder zu ebnen versucht hatte. Und er fand in diesem Dasein als Schulmann, als Gelehrter, als selbstloser Diener der Religion und am Werk Herders und seines Bruders, die ihm sein Leben reich gemacht hatten, sein eigentliches Lebensglück. Auch Johannes findet die *vita activa*, die er seinem Bruder immer wieder als das ihm angemessene Tätigkeitsfeld preist, in großem Maßstab, aber — er wird dabei unglücklich. Es ist gewiß nicht nur Zufall, daß beide Brüder das erreichen, was sie je dem andern als das seiner Begabung angemessene Lebensziel zumessen. Wir haben ihr Verhältnis eine gegenseitige Projektion dessen, was man nicht ist oder nicht hat, in den Partner bezeichnet. Dabei zeigt es sich nun gleichsam als eine Probe dieser Annahme, daß Georg, der glücklich wird in dem auch für den Bruder ersehnten Zustand, der im Sinne Schillers «naivere», der ausgeglicheneren Mensch ist, wie ihn Johannes in seinem zuletzt zitierten Brief schildert. Dem Betreuer des brüderlichen Nachlasses ist denn auch neben der ängstlichen Rücksicht auf politische Zustände nichts so maßgebend wie der Wille, dem Bild seines Bruders die Makellosigkeit und Reinheit seines eigenen Lebensideals vor der Mit- und Nachwelt zu geben. Er gleicht hierin der Gestalt des *Serenus Zeitblom* aus dem «Doktor Faustus» von Thomas Mann, dem getreuen Chronisten, der zu dem Höhenflug des genialen Freundes *Adrian Leverkühn* besorgt und in seinem maßvoll-erdgebundenen Sinne helfend emporblickt. Johannes, der von Anfang an das Verhältnis zum Bruder geistig beherrscht und ihn anfänglich allzu betont väterlich-freundlich berät und führt, besitzt selber diese ausgewogene Mitte nicht. Georg braucht denn auch zuletzt den Rat des Bruders nicht mehr, er handelt sogar gegen seine Empfehlung, er ist nicht das, was der Bruder in ihm als sein eigenes Ideal sehen möchte. Johannes äußert zwar häufig, daß auch er im Grunde nichts anderes tun möchte, als seiner Geschichtswissenschaft leben. Er wagt es aber nicht, dieser seiner besseren Stimme, die sich mit dem Drängen des Bruders vereint, zu gehorchen. Zu groß sind die Versuchungen der Ehre, des Ruhmes, der Möglichkeit, in der Weltgeschichte selber eine glänzende Rolle zu spielen. Er ist der Typus, der sich selber mit den von ihm so lebendig geschilderten Helden der Geschichte mißt und mit ihnen wetteifernd in der Erfüllung seiner Ideen in die Schranken treten möchte.

Wir können hier zum Ausgangspunkt unserer Erörterungen über das Verhältnis der Brüder zurückkehren. Johannes war es, der sich nicht mit dem naturgegebenen brüderlichen Verhältnis begnügen, sondern in Georg den in Freiheit gewählten Freund besitzen wollte. Georg sah gerade im gegebenen Bruderverhältnis das höchste Wunder. Jener idealisiert das Seiende, dieser vermittelt zwischen den Gegensätzen und paktiert mit dem Leben. Auf Schritt und Tritt finden wir in unsern Zitaten und im Briefwechsel überhaupt den Ausdruck dieser Wesenzüge, die das Verhältnis der Brüder in all seinen Spannungen prägten.

Gegen die Angst, daß der Partner vor dem Ideal, das man in ihm sehen wollte, versagen könnte, eine Angst, die natürlicherweise im Leben Georgs eine viel größere Rolle spielte, halfen beiden Brüdern schicksalhaft gegebene Bundesgenossen: die gemeinsame Herkunft, Erziehung und Ausbildung, ihr wissenschaftlicher und pädagogischer Eros, der selbst aus ihren Irrtümern rein hervorleuchtet, ihr überzeugtes und doch humanistisch-tolerantes Christentum und schließlich der gemeinsame geistige Boden ihres Zeitalters. Die Spannungen, die aus der Verschiedenartigkeit ihrer Naturen entstehen mußten, waren nie so stark, daß sie das geistige Verhältnis hätten trüben können, in dem sie sich vorbehaltlos vertrauen und ergänzen konnten. Ihre Meinungsverschiedenheiten sind denn auch kaum je rein sachlicher Natur, sondern immer auch in der Sorge um den Partner oder um letztlich gemeinsam anerkannte Größen wie Christentum oder Heimat begründet. Gerade dort, wo jeder an seinem Ort der Heimat diente, hatte er am Bruder jenseits von allen Meinungsverschiedenheiten den menschlichen und geistigen Rückhalt, ohne den der Einsatz für eine allgemeine Größe wie Vaterland oder Christentum wie ein Ruf in den leeren Raum verhallen müßte.

So zeigt unser Relief die beiden Brüder, das Zufällige der Einzelperscheinung in der verbindenden künstlerischen Form zum schicksalhaften Gesetz erhebend, die Freiheit in der Bindung veranschaulichend. Wir dürfen festhalten, daß aus ihrem lebendig sich entwickelnden Verhältnis den Brüdern die Kraft erwuchs, die jeden von ihnen befähigte, das zu werden, um dessetwillen wir sie heute dankbar feiern: Schutzgeister der Heimat in ihrer menschlichen Bewährung in gefährvoller Zeit und Bewahrer der geistigen Werte, denen wir uns heute noch als Schweizer verpflichtet fühlen.

Literaturangaben :

Aus der umfangreichen Literatur seien hier nur diejenigen Werke erwähnt, aus denen die zitierten Stellen entnommen sind :

Johannes von Müller, Sämmtliche Werke, Herausgegeben von JOHANN GEORG MÜLLER, Tübingen, 1811 (Bes. Bd. 4—7, Briefe).

Der Briefwechsel der Brüder Joh. Georg Müller und Joh. von Müller 1789—1809, Herausgegeben von EDUARD HAUG, Huber 1893.

Joh. Georg Müller, Lebensbild, dargestellt von KARL STOKAR, Basel 1885.

KARL HENKING, *Johannes von Müller, 1752—1809*, Bd. I, 1752—1780, Bd. II 1780—1804. Stuttgart u. Berlin 1909 u. 1928.